



HOTEL WALDHAUS IN SILS-MARIA

Die *Fülle* des WOHLSEINS



Schriftsteller THOMAS MANN,
Denker ALBERT EINSTEIN,
Maler MARC CHAGALL waren
zu Gast. Manche nannten das
„WALDHAUS“ einen der
schönsten Orte der WELT.

**HEUER FEIERT DAS LUXUS-
HOTEL IN DEN SCHWEIZER
BERGEN SEINEN 100.**

TEXT Andreas Wenderoth PHOTOGRAPHIE © Hotel Waldhaus





VOYAGE Wie ein nach oben geschwemmter Ozeandampfer, der hell aus der Dunkelheit leuchtet, thront das „Waldhaus“ über dem Dorf Sils-Maria. Erhöht und doch mitten in der Talsohle, ist es kein Bau, der mit den Fassaden der eleganten Hotelpaläste in St. Moritz wetteifert. Mit seinem zinnenbekrönten Nordostturm als Burg konzipiert, als behagliches Bollwerk gegen den Lärm und alles Schnelllebige. Ein Ort für innere Reisen und verschüttete Erinnerungen, ein poetischer Raum mitten im Skigebiet. Nicht mondänen Prunk findet der Gast hier, sondern die zurückhaltende Eleganz eines gepflegten Hauses, in dem das Parkett knarrt und einige Möbel wie Erbstücke wirken und es auch sind. Es ist kein Glanz, der über dem Haus liegt, sondern ein warmes Glimmen. Wie ein Nachhall aus längst vergangener Zeit. Das Entrée mit schwarz-weißen Marmorplatten und dem an Ketten aufgehängten Jugendstilleuchter bildet die Drehscheibe zwischen Rezeption, Kasse und Hotelhalle. Neben der Schiefertafel, auf der mit Kreide seit 100 Jahren die „*Arrivées*“ vermerkt werden, führt eine kleine Holztreppe ins Direktionsbüro. Urs Kienberger, einer von drei Direktoren, weist in die Richtung, in der er seinen Schreibtisch vermutet. Eigentlich hat er den Raum ja gar nicht zeigen wollen. Das mag daran liegen, dass die schneebedeckten Alpen des Oberengadins sich gewissermaßen in den Raum hinein fortsetzen durch hohe Berge von Zetteln, durch die Kienberger beherzt eine Schneise schlagen muss, wenn er einen direkten Zugang zu seinem Computer plant. „Die zum ersten Mal kommen, sind oft etwas befremdet“, sagt Kienberger, der das Familienhotel zusammen mit seiner Schwester, seinem Schwager und 140 Mitarbeitern in nunmehr vierter Generation führt. Das betont Altmodische, sagt Kienberger, sei nicht jedermanns Sache. „Es gibt kein Zimmer im Haus, aus dem nicht schon einer davongelaufen wäre.“ Es sei wie mit einem Schlager, dessen Melodie auf Anhieb gut gefällt, aber nach einer Woche sei man ihr unter Umständen überdrüssig. „Und es gibt Stücke, die sagen einem beim ersten Hören gar nichts, und erst mit der Zeit erschließt sich ihre Schönheit und Komplexität.“

Von draußen klingen Pferdeschellen, und Schlittenkufen knirschen. Die Sonne steht hoch, trockene Kälte schon seit Wochen, „Champagnerfrische“, wie es der Direktor nennt. Urs Kienberger, 55, hat meerblaue Augen und graumelierte Haare. Er trägt eine etwas kastige Brille und eine rostbraune Krawatte. Immer wieder unterbrochen durch neu eintreffende Gäste, die er allesamt persönlich begrüßt, widmet er sich soeben dem Redigieren des viersprachigen Menüs. „Eine Art Spleen“, wie er eingesteht, denn eigentlich sind die Gäste ja bereits zufrieden, wenn gut gekocht wird. Aber hat eine Karte, die mehr sein soll als eine bloße Ankündigung, nicht im Idealfall bereits sprachlich für Gaumen-Vorfreuden zu sorgen? Und warum sind die Abstände zwischen der „gebratenen französischen Königstaube“ und den „Mailänder Kamm-Muscheln“ zu gering? Fühlt sich das Auge des Gastes nicht beleidigt, wenn das „Bergeller Kalb mit Salbei“ zu dicht an die „Zitronen-Zimtcreme mit Karamellkruste“ heranrückt? Traut man einem Haus eine gute Küche zu, das auf einem Blatt Papier ungelenkt mit den Buchstaben umgeht? Nein, da wird er wohl nachbessern müssen. Ein bisschen ist es, als würde man in einem alten Fotoalbum blättern: die langen schlichten Korridore, noch weitgehend im Originalzustand. Alte Kristalleuchter, Bodenplatten, gemaserte Zimmertüren, aufwendige Blumenbouquets und in jedem Stock die alte Klingelanlage, die „*Sonnerie*“, die daran erinnert, dass es auch einmal ohne Telefon ging. 3,5 Millionen Schweizer Franken investiert das Management jährlich in Unterhalt und bauliche Neuerungen. Die Eingriffe sind so vorsichtig, dass die Gäste danach oft sagen, es sei „alles wie immer“. Und so soll es auch sein. Einige Meter von der alten „Magneta“-Uhr entfernt, bürgt der stellvertretende Concierge für Diskretion. Das liegt unter anderem daran, dass er blind ist. Sobald Jean Baldo angesprochen wird, ortet er die Position des Gastes und bringt sich, sich am Pult entlangtastend, in einen Winkel, der ihn direkt vor den Sprechenden stellt. Natürlich ist es für manchen gewöhnungsbedürftig, sich den Weg von einem Blinden erklären lassen zu müssen. „Manchmal liegt ein Vorbehalt in der Luft“, und einige wenige beste-



NICHT *MONDÄNEN* PRUNK FINDET DER GAST HIER,

sondern die *zurückhaltende* Eleganz eines gepflegten *Hauses*, in dem das Parkett knarrt und einige *Möbel* wie *Erbstücke* wirken und es auch sind. Es ist kein *Glanz*, der über dem Haus liegt, sondern ein *warmes Glimmen*.

hen darauf, vom Chef-Concierge bedient zu werden, was aber, wie er herausgefunden hat, weniger mit seiner Blindheit als mit dem hierarchischen Denken einiger Gäste zu tun hat. Die meisten sind beeindruckt, wenn Baldo sie am Telefon schon an ihrem Einatmen erkennt. Oder aus Nuancen ihrer Stimme zuverlässig auf die Befindlichkeit des Gastes schließt. „Mit Fahrplänen bin ich sehr gut“, sagt Baldo nicht ohne Stolz. Die Schlüsselfächer sind mit Blindenschrift gekennzeichnet, und alle wichtigen Telefonnummern hat er im Kopf.

Die Gäste wissen das Familiäre des Ortes zu schätzen: 98 Prozent Auslastung in der Wintersaison, fast ein Drittel über dem Schweizer Schnitt, und die meisten der Kunden Stammgäste. Ganz unvermögend ist das gutbürgerliche, eher intellektuelle Publikum angesichts eines Doppelzimmerpreises zwischen 520 und 1.450 Schweizer Franken natürlich nicht, dennoch ist es nicht die Welt des Jet-Sets, auf die man hier trifft. Das „Waldhaus“ definiert sich vor allem durch das, was es nicht gibt: Trubel, Boutiquenzeilen, Menschen, die durch Äußerlichkeit wirken wollen. Dafür gibt es in die Flurvertäfelung eingelassene, diskret hinter einer Schiebetür versteckte, schalldichte Kabinen für Handy-Nutzer, abends zuweilen Kinder, die im Schlafanzug nach ihren Bridge spielenden Großmüttern suchen. Eine Hauskapelle mit kleiner Orgel und ein stets wechselndes Kulturprogramm: klassische Musik, Jazz, Theater, Lesungen, philosophische Vorträge. Exzellente mediterrane Küche mit Engadiner Einschlag. 630 verschiedene Weine im Keller, mit 645 Franken der teuerste ein kalifornischer Napa Valley Harlan Estate, Jahrgang 2003. „Es gibt hier eine Reihe von Eigenheiten“, sagt, in eine dichte Wolke dänischen Pfeifentabaks gehüllt, Heribert Rausch, Professor für öffentliches Recht, Stammgast seit 30 Jahren und infolgedessen, wie er betont, mit einer „sentimentalen Beziehung zum Haus“. Im dunkelblauen Anzug sitzt er in einem Clubsessel der Bar und legt für einen Moment eine Biografie von Elizabeth I. zur Seite, die er, dem Kinofilm misstrauend, zur Erhellung der historischen Fakten liest. Der Professor schaut durch seine schmale Metallbrille auf die karminroten Wände, als er milde lächelnd sagt: „Das Reservieren eines Zimmers ist eine recht skurrile Sache.“ Jedes Mal dasselbe: Monate nachdem er seine Zimmerwünsche aufgegeben hat, erreicht ihn ein freundliches Schreiben, dem zu

entnehmen ist, dass er ein Zimmer „wie gehabt oder ähnlich“ erhalten werde. Oft erhalte er am Ende jedoch ein ganz anderes, mitunter viel größeres Zimmer zum selben Preis. Der Professor sagt, so ganz habe er die Zimmerpolitik des „Waldhauses“ bis heute nicht verstanden. Vielleicht hätte er den Direktor fragen müssen.

Würde jemand das Hotel kaufen, würden alle Zimmer standardisiert. „Aber damit würden doch auch die Gäste standardisiert“, sagt Kienberger und fügt sich lieber in die Tatsache, dass er persönlich jeden Tag etwa drei Stunden mit der schwierigen Frage der Zimmerplanung beschäftigt ist. Eben weil die 150 Zimmer so verschieden sind, sei es „eine vertrackte Sache“. Das Hotel hat weitgehend im Originalzustand belassene Zimmer auf der Beletage, mit aufwendigen Stuckdecken, Jugendstilmöbeln und direktem Zugang auf eine riesige Terrasse, solche mit Stilmix und ausgesprochen moderne Zimmer, mit oder ohne Balkon, kleine und sehr große. Und fast alle wiederum untereinander zur Suite kombinierbar. Die meisten Gäste sagen zunächst: „Eigentlich ist mir jedes Zimmer recht.“ Aber dann schränken sie die Sache ein, wollen vielleicht doch lieber Teppich als Parkett, das Zimmer nicht zu hoch, ein Bidet im Bad, den Wohnraum möglichst nicht so dunkel im Holz, und unbedingt mit Vorzimmer, weil praktischer für den Hund. „Am Schluss gibts nur zwei Zimmer, die überhaupt in Frage kommen“, stöhnt der Direktor. Und ganz schlimm: Manchmal fragt einer, ob er noch einen Tag bleiben kann. „Da arbeite ich dann mitunter eine ganze Stunde dran!“ Grundsätzlich gilt: „Wir unterscheiden nicht zwischen wichtigen Gästen und unwichtigen“, sagt Kienberger. „Wenn sie da sind, sind sie wichtig.“ Und deshalb wird er auch am Abend wie in den Zeiten der Belle Époque von Tisch zu Tisch gehen und sich jedem ein paar Minuten widmen, eine lebenswürdige



Anstrengung angesichts von 10.000 Gästen im Jahr. Dabei weiß Kienberger „oft gar nicht so recht, wer sie sind, wenn sie nicht hier sind“. Die Dame etwa, bei der er erst nach sieben Jahren durch einen Zufall erfahren hat, dass sie die Tochter des Regisseurs Louis Malle ist. Oder die Frau aus Stuttgart, eine Enkelin von Graf Zeppelin. Max Liebermann, Gerhard Richter, Samuel Fischer, Siegfried Unseld und Donna Leon haben das Hotel „zu einem der schönsten Plätze der Welt“ erkorren. Das ledergebundene Gästebuch wird von Kienberger nur „recht halbherzig“ geführt, weil es ihm eher unangenehm ist, Ruhe suchende Menschen zu einem sinnfälligen Sprüchlein zu verführen. Bei Theodor W. Adorno hat er einmal nachgezählt: 420 Tage war er hier, von 1955 bis 1965 jedes Jahr. 1969 war er dann noch mal im Wallis. „Das ist ihm nicht gut bekommen“, sagt Kienberger. „Dort ist er gestorben.“

Seit jeher übt das „Waldhaus“ eine geradezu mythische Anziehungskraft auf europäische Geistesgrößen aus. Doch weil das „Waldhaus“ eben unter anderem auch für seine Diskretion berühmt ist, spricht man eigentlich nicht gern darüber, wie einmal der Hausdiener blutig gekratzt wurde, als er versuchte, die beiden Siamkatzen von Alberto Moravia einzufangen. Dass Marc Chagall die normalen Bediensteten nicht in sein Zimmer ließ, sondern nur Frau Kienberger persönlich. Wie der Flügel von Rudolf Serkin aus Hamburg eintraf und die Gäste dann durch die geschlossene Tür vor Zimmer 86 lauschten. Wie Dürrenmatt Mitte der 80er-Jahre, als er bereits diätetisch leben musste und seine Frau beim Skilaufen war, mit der Bitte um Geheimhaltung eine Bouillon mit Flädli und Rindsfilet mit Rösti bestellte. Wie Thomas Mann, der kein leichter Gast war und nie ein Zimmer auf Anhieb akzeptierte, einmal einen Hilfskellner so zusammenstauchte, dass Hermann Hesse am Nebentisch diesen durch freundliche Worte und ein schönes Trinkgeld wieder aufbauen musste. Eigentlich sollte es nur eine kurze Übergangszeit sein, schließlich war er klassisch ausgebildet und wähnte sich bald in einem Orchester von Rang. Doch dann lernte der Slowake Eugen Bitto, 55, im Hotel eine Luxemburgerin kennen, sie wurde seine Frau, und er blieb einfach dort. Seit 28 Jahren spielt er nun im Farkas-Trio, nachmittags Salonmusik auf dem Cello und abends in der Bar Elektrobass. Mittlerweile sei er froh, dass er kein Orchestermusiker ist. Eine Art Beamter wäre er geworden, nicht fähig, ein einziges Lied zu spielen, „denn die können das nicht“. Gestern wollte einer, dass sie ein Klavier-Trio von Schubert spielen, und nach dem dritten Satz bemängelte er, dass er es schon besser gehört habe. Kein Dank, sondern ein Schlag in den Magen. Lieber verweist Bitto auf die älteren Damen, die er mit dem spröden, dunkel-melancholischen Ton seines Cellos zum Weinen rührt. Gern auch auf den Dirigenten Sir Georg Solti, der vor Jahren einmal zu ihm gesagt hat, er habe noch nie so gute Musik in einem Hotel gehört.



EIN ORT FÜR INNERE REISEN UND VERSCHÜTTETE ERINNERUNGEN, EIN POETISCHER RAUM MITTEN IM SKIGEBIET:

*HOTEL WALDHAUS CH 7514 Sils-Maria
Tel. +41 81 838 51 00, Fax +41 81 838 51 98
mail@waldhaus-sils.ch, www.waldhaus-sils.ch*

Natürlich ist es hier nicht wie bei einem klassischen Konzert: In der Regel schafft die Musik nur den perlenden Hintergrund für eine angelegte Plauderei, bei der es nicht selten um die Vergangenheit geht.

Am Abend steigt das Licht die Hänge hinauf, bis es an den Gipfeln verglüht und sich Dunkelheit über das Tal legt. Dies ist die Stunde des holländischen Nachtportiers Adriaan van Wijngaarden. Alle, die sich für den Dichter Christian Morgenstern interessieren, und selbst die, die nichts von ihm wissen wollen, werden jetzt von ihm mit kleinen fotokopierten Gedichten versehen, die er zu fortgeschrittener Stunde sauber zuschneidet. In jeder seiner Jackettaschen finden sich, der Schonung wegen, in einem Plastikbeutelchen verstaute Zettelchen, aus denen van Wijngaarden je nach Anlass und Lebenslage des Gastes bei Bedarf das richtige zieht. Gegen Depression und unbestimmten Kummer weiß er Rat, und auch in einem Fall von Kinderlosigkeit hat er bereits mit der Wahl eines geeigneten Gedichts geholfen. Bevor er in der Nacht vier Stunden lang den Boden im Erdgeschoss staubsaugen muss, beginnt er manchmal spontan zu rezitieren: „Herr Löffel und Frau Gabel, die zankten sich einmal. Der Löffel sprach zur Gabel, Frau Gabel, halt den Schnabel, du bist ja bloß aus Stahl!“ Doch in diesem Moment beschwert sich ein Herr mit lilafarbener Krawatte und exzentrischer Brille, dass kein Taxi mehr fahre. „Sie werden doch wohl irgendein Auto haben!“ Mit scharfer Stimme sagt der Erzürnte, schon auf dem Weg zum Nebenraum: „Jetzt trink ich meinen Tee, und Sie denken!“ „Und vielleicht“, sagt der Nachtportier, kaum hörbar und mehr zu sich selbst, „werd ich Ihnen dann was schenken.“ MT